

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 6

Artikel: Der Fleck an der Wand
Autor: Woolf, Virginia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Fleck an der Wand

von *Virginia Woolf*

Deutsch von Hans B. Wagenseil

Vielleicht war es Mitte Januar dieses Jahres, daß ich zum erstenmal aufblickte und den Fleck an der Wand sah. Um ein Datum festzustellen, tut es not, sich dessen zu erinnern, was man wahrgenommen hat. So entsinne ich mich in diesem Falle des Feuers; des steten Streifens gelben Lichts auf meiner Buchseite; der drei Chrysanthemen in der runden Glasschale auf dem Kaminsims. Ja, es muß Winterszeit gewesen sein und wir hatten eben unseren Tee beendet, denn ich erinnere mich, daß ich eine Zigarette rauchte, als ich hochblickte und den Fleck an der Wand zum ersten Male wahrnahm. Ich sah hoch durch den Rauch meiner Zigarette hindurch und mein Auge verweilte einen Augenblick lang auf den brennenden Kohlen: das alte Phantasiebild einer karmoisinroten Flagge, die vom Burgturm weht, kam mir in den Sinn und eine Kavalkade roter Ritter, wie sie den Saumpfad entlang reiten an dem schwarzen Felsen. Fast zu meiner Erleichterung unterbrach der Anblick des Flecks dies Gespinnst, denn es ist ein altes Vorstellungsbild, ein Zwangsbild, vermutlich noch aus meiner Kinderzeit. Der Fleck war ein unansehnliches rundes Mal, schwarz auf der weißen Wand, etwa sechs oder sieben Zoll über der Kaminverkleidung.

Wie bereitwillig kreisen unsere Gedanken um ein neues Ding, schleppen es ein kleines Stück Wegs mit sich, so wie Ameisen fanatisch einen Strohalm fortzerren – und von ihm ablassen.

Stammte das Mal von einem Nagel her, so kann er nicht für ein Bild bestimmt gewesen sein, sondern für eine Miniature – die Miniature einer Dame mit weißgepuderten Locken, puderbestäubten Wangen und Lippen wie rote Nelken. Eine unechte Kopie selbstverständlich, denn die Leute, die vor uns das Haus bewohnt haben, hätten bestimmt Bilder nach dem Gesichtspunkt gewählt: in ein altes Zimmer gehört ein altes Bild. Solcherart Leute waren sie – sehr interessante Leute und ich denke so oft an ihresgleichen, in solch ungewöhnlicher Umgebung, weil man sie nie mehr wiedersehen, nie erfahren wird, was aus ihnen geworden ist. Sie wollten das Haus aufgeben, weil sie den

Stil ihrer Möbel wechseln wollten, so sagte er wenigstens und war gerade im Begriffe auseinanderzusetzen, daß seiner Ansicht nach hinter der Kunst eine Idee stehen müsse – als wir gröblich getrennt wurden, so wie man getrennt wird von der alten Dame, die gerade dabei ist, den Tee einzuschenken und von dem jungen Manne, der gerade im Hintergarten der Vorstadtvilla nach dem Tennisball zielt, – weil es gilt, zu seinem letzten Zuge zu rennen.

Aber was den Fleck betrifft, so weiß ich darüber nichts genaues; alles in allem kann ich nicht glauben, daß er von einem Nagel herrührt; er ist zu groß, zu rund dafür. Ich könnte aufstehen, wäre ich aber aufgestanden und hätte ihn betrachtet, zehn zu eins wäre zu wetten, daß ich doch keine Gewißheit erhielte; denn ist ein Ding erst getan, so weiß kein Mensch je wie's zugeht. Oh lieber Himmel, das Geheimnis des Lebens! Die Ungenauigkeit des Gedankens! Die Unwissenheit der Menschheit! Um aufzuzeigen, eine wie geringe Kontrolle über unseren Besitz wir haben – was für eine unsichere Angelegenheit dieses Leben ist nach so viel Anstrengungen zur Zivilisation –, laßt mich nur einige Sachen aufzählen, die während eines einzigen Lebenslaufs in Verlust geraten; angefangen, denn dies scheint immer das wunderbarste allen Verschwindens – welche Katze mag sie gefressen, welche Ratte zerknabbert haben – bei drei fahlblauen Blechkasten voll Buchbinder-Handwerkszeug! Dann wären da ferner die Vogelkäfige, die eisernen Reifen, die stählernen Schlittschuhe, der Kohlenkübel à la Queen Anne, das Nippsachengestell, die Drehorgel – alles weg, und Schmucksachen dazu. Opale und Smaragde, sie liegen verstreut zwischen den Rübenbeeten. Was für eine nagende, unerfreuliche Geschichte, in der Tat! Ein reines Wunder, daß ich einen Faden auf dem Leib habe, daß ich heute von soliden Möbeln umgeben dasitze. Denn, will man das Leben mit irgend etwas vergleichen, so ist, als ob man mit fünfzig Meilen Stundengeschwindigkeit durch die Rohrpost gepustet würde – wobei man auf der anderen Seite herauskommt ohne eine einzige Nadel im Haar! Splitterfasernackt vor Gottes Füße geschleudert! Kopfüber in die Asphodeloswiesen purzelnd wie braune Pakete, die im Postamt ausgeschüttet werden! Wobei einem das Haar nach hinten fliegt wie der Schweif eines Rennpferdes. Ja, das scheint die rasende Geschwindigkeit des Lebens zu malen, das ewige Vergehen und Wiederkehren; mit all seiner Ungewißheit, all seinem blinden Zufallsspiel...

Aber nach dem Leben. Langsam treiben die dicken saftgrünen

Keimlinge aus dem Erdreich, so daß einen der Blütenkelch, wenn er aufbricht, mit Purpur und rotem Licht übergießt. Warum, frage ich, sollte man nicht ebenso gut auf jener Ebene geboren werden wie man hier geboren wird, hilflos, sprachlos, außerstande, sein Sehvermögen in einen Brennpunkt zu sammeln, herumkriechend im Grase, vor den Zehen der Giganten? Sodaß, ehe man wird unterscheiden können, was Bäume sind und was Männer und Frauen, beziehungsweise daß es überhaupt derlei Dinge gibt, wohl bei fünfzig Jahre werden verstreichen müssen. Zuerst besteht nur die Zweiheit von Licht und Finsternis, dazwischen dicke Pflanzentriebe und vielleicht, wenn man ein wenig höher hinauf kommt, rosenknospenförmige Knollen von unbestimmter Färbung – mattes Blaßrot und Blau – das mit fortschreitender Zeit festere Form annimmt, zu – ich weiß nicht was! – wird...

Und bei alledem, der Fleck an der Wand ist keineswegs ein Loch. Er kann sogar sehr wohl von irgendeinem runden Fremdkörper herkommen, etwa einem Rosenblatt, vergessen noch vom Sommer her und ich, die ich keine übermäßig sorgsame Hausfrau bin – schaut beispielsweise nur den Staub an auf dem Kaminsims, den Staub, von dem männiglich behauptet wird, er habe Troja zu dreien Malen begraben, wobei nur ein paar Topfscherben sich bis zum Äußersten der Vernichtung widersetzt haben, wie man gerne glauben mag.

Der Baum draußen vor dem Fenster klopft sanft an die Scheibe... Ich will ungestört denken, ruhig, weitschweifend, ohne unterbrochen zu werden, ohne aufstehen zu müssen von meinem Stuhl, leichtlich von einem Ding zum anderen überspringend, ohne irgendwelchen Widerstand noch Beschwernis. Ich will tiefer und tiefer sinken, fliehend vor der Oberfläche mit ihren hartumrissenen Tatsachen. Um mich selbst in Gewalt zu bekommen, will ich den ersten Gedanken einfangen, der mir durch den Kopf schießt: ... Shakespeare. Gut, er wird seinen Zweck so wohl erfüllen wie jeder andere: Ein Mann, der sich gewichtig in seinen Lehnstuhl setzte und ins Feuer starrte, so... Ein Schauer von Ideen fiel ständig von einem sehr hohen Himmel herab und durch sein Sinnen. Er stützte seine Stirne in die Hand und die Leute, die hereinschauten durch die offene Tür, – denn diese Szene soll sich an einem Sommerabend abspielen... Aber wie unerfreulich ist diese historische Dichtung! Sie interessiert mich nicht im mindesten.

Ich wünschte, ich bekäme irgendeinen angenehmen Gedanken zu fassen, einen Einfall, der indirekt meine Eigenliebe kitzelte, denn

solcherart Gedanken sind die angenehmsten und tauchen recht häufig auf, auch in den Köpfen bescheiden-mausgrauer Leute, die ehrlich daran glauben, daß sie sich ungern loben hörten. Derlei Gedanken streuen einem nicht unmittelbar Weihrauch; darin gerade besteht ja ihre Schönheit; es sind Gedanken wie etwa der folgende:

« Und dann kam ich ins Zimmer. Man sprach über Botanik. Ich erzählte, wie ich einmal in Kingsway auf dem Schutthaufen neben einem alten Haus eine Blume hatte blühen sehen. Das Samenkorn, sagte ich, muß unter der Regierung Karls I. gesteckt worden sein. Welche Blumen wuchsen zu Zeiten Karls I? » So fragte ich – (entsinne mich aber nicht mehr der Antwort). Hochstielige Blumen mit purpurnen Troddeln daran vielleicht. Und so gehts weiter. Während der ganzen Zeit putze ich mein eigenes Selbst heraus, in verliebter, heimlicher Weise, ich verhimmele es nicht etwa unverhohlen, denn käme es so weit, sofort ließe ich ab von mir und streckte meine Hand in Selbstverteidigung aus nach einem Buch. In der Tat, es ist merkwürdig, wie instinktiv man sein Eigenbild vor Vergötterung oder jeder anderen Machenschaft bewahrt, die es lächerlich oder dem Original zu unähnlich machen könnten, um länger glaubwürdig zu bleiben. Oder ist es am Ende gar nicht so merkwürdig? Es ist eine äußerst wichtige Angelegenheit. Angenommen, der Spiegel birst in Scherben, das Widerbild verlöscht und die romantische Figur mit düsterem Waldeshintergrund gibts nicht mehr, vielmehr nur noch jenes Gerippe der eigenen Persönlichkeit, wie es die anderen Leute sehen – wie luftleer, kahl, flach und untadelig wird die Welt! Eine Welt, in der sich nicht leben läßt. So wie wir einander betrachten in Omnibussen oder in Untergrundbahnen, so blicken wir in den Spiegel; daher die Unbeschriebenheit, die glasige Spiegelung unseres Auges. Und die Romanschreiber der Zukunft werden mehr und mehr die Wichtigkeit dieser Gedankenrückstrahlungen erkennen, denn selbstredend spiegelt sich nicht nur *eine* Regung wider, sondern deren ungezählte; das sind die Tiefen, die sie ausschöpfen, das die Phantome, hinter denen sie herjagen werden; mehr und mehr wird die Beschreibung der Tatsachenwelt aus ihren Geschichten verschwinden, da sie das Wissen darum voraussetzen, so wie es die Griechen taten und vielleicht auch Shakespeare – aber derlei Verallgemeinerungen sind äußerst wertlos. Sie gemahnen an Wahlaufrufe, an Kabinettsminister – kurz, an eine ganze Reihe von Sachen, die man als Kind für das Ding an sich genommen hat, für das Standard-Ding, für das eigentliche Ding, von dem man

sich nicht frei machen konnte, man fiel denn ewiger Verdammnis anheim. Verallgemeinerungen erinnern gewissermaßen an die Sonntage in London, Sonntag-Nachmittags-Spaziergänge, sonntägliche Mittag Mahlzeiten und eine gewisse Art, vom Tod zu sprechen oder von Kleidern; dann manche Gewohnheiten – wie zum Beispiel die Gewohnheit, gemeinsam bis zu einer bestimmten Stunde in einem Zimmer beisammen zu sitzen, obwohl keiner es leiden mochte. Da gab es ein Richtmaß für alles und jedes. Das Richtmaß für Tischtücher zur damaligen Zeit war, daß ein Muster in sie verwirkt sein müsse und zwar kleine gelbe Rechtecke, von der Art, wie man sie auf Photographien der Teppiche in den Wandelgängen königlicher Paläste sieht. Andere Tischtücher waren keine richtigen Tischtücher. Wie anstoßerregend und doch wie wundervoll zugleich war es zu entdecken, daß diese Dinge, nämlich sonntägliche Mittagessen, Sonntagsspaziergänge, Landhäuser und Tischtücher nicht bedingungslos wirklich, vielmehr in der Tat halbwegs Phantome waren, und daß der Fluch, den der Zweifler erntete, nichts anderes war als eine Ahnung unerlaubter Freiheit. Was ist heute an Stelle dieser feststehenden Sammelbegriffe getreten, dieser einzig echten Standard-Begriffe? – frage ich mich. «Männer» vielleicht, sofern Du eine Frau bist; der männliche Standpunkt, der unser Leben bestimmt, der den Standard aufstellt, der *Whitakers Tafel der Rangordnung* schafft, der, dünkt mich, seit dem Krieg für viele Männer und Frauen fast ein Phantom geworden ist, der alsbald, wie zu hoffen steht, unter Gelächter da verschwindet, wo alle Phantome verschwinden, nämlich im Mülleimer, samt den Mahagoni-Zierbrettchen und Landseer-Drucken, samt Göttern und Teufeln, Hölle und so fort, so daß uns allen der berauschte Sinn illegitimer Freiheit aufgeht – sofern es Freiheit gibt...

In gewisser Beleuchtung scheint dies Mal an der Wand erhaben von der Mauer abzustehen. Auch ist es nicht vollkommen rund. Ich kann es nicht mit Sicherheit behaupten, aber es scheint einen schmalen Schatten zu werfen, sodaß, führe ich in der gegebenen Richtung über den Bewurf, mein Finger vermutlich an einem gewissen Punkt einen kleinen Hügel erklettern und wieder herabsteigen würde, einen glatten Hügel, ähnlich jenen Erderhebungen in den South Downs, die, wie behauptet wird, entweder Hünengräber oder Befestigungswälle sind. Lieber von beiden wäre mir, daß es Gräber wären, da mir wie den meisten Engländern der Hang zur Melancholie eignet und ich am Ende eines Spaziergangs den Gedanken an unter dem Rasen modernde

Gebeine durchaus natürlich finde... Darüber muß es ein Buch geben. Irgendein Altertumsforscher muß diese Knochen ausgegraben und sie benannt haben... Was für eine Art Mensch ist ein Altertumsforscher, möchte ich gerne wissen? Obristen a. D. meistens, darf man wohl annehmen, die eine Schar betagter Arbeiter auf die Höhe führen, die Erd- und Steinbrocken untersuchen und mit der benachbarten Geistlichkeit einen Briefwechsel anknüpfen, der ihnen, wenn sie ihn am Frühstückstisch öffnen, ein Gefühl von Wichtigkeit gibt; und um Pfeilspitzen zu vergleichen, müssen sie über Land in die Kreisstädte reisen – eine angenehme Notwendigkeit sowohl für sie als auch für ihre ältlichen Ehefrauen, die gerne Pflaumenmus einkochen oder das Studierzimmer putzen möchten und allen Grund haben, die gewichtige Frage, ob Grab oder Feldlager, in ewiger Schwebelasse zu lassen, während der Oberst geradezu eine philosophische Befriedigung darin findet, nach beiden Seiten hin die dafür sprechenden Anhaltspunkte zu sammeln. Es ist wahr, daß er zuletzt dem Befestigungswerk den Vorzug gibt; und, da ihm widersprochen wird, läßt er ein Pamphlet drucken, das er gerade auf der vierteljährlich stattfindenden Tagung seines Vereins vorlesen will, – da trifft ihn der Schlag und seine letzten bewußten Gedanken drehen sich nicht um Weib oder Kind, sondern um den Befestigungsgraben und jene Pfeilspitze, die jetzt in einem Kasten des Lokalmuseums aufbewahrt wird, zusammen mit dem Fuß einer chinesischen Mörderin, einer Handvoll Nägel aus der elisabethanischen Zeit, einer Menge Tonpfeifen aus den Regierungsjahren der Tudors, einem Scherben römischer Töpferei und dem Weinglas, das Nelson leerte zur Bekräftigung – ich weiß in der Tat nicht wovon.

Nein, nein, nichts steht fest, nichts weiß man. Und stünde ich jetzt augenblicklich auf und vergewisserte mich, daß der Fleck an der Wand tatsächlich ein – na, sagen wir: – der Kopf eines riesigen alten Nagels ist, vor jetzt zweihundert Jahren hier hineingetrieben, der nun endlich, dank der Scheuerwut vieler Generationen von Dienstmädchen, seinen Kopf aus dem Kalkbewurf befreit hat und seinen ersten Eindruck vom modernen Leben angesichts eines weißwandigen, von flackerndem Feuer erhellten Zimmers empfängt, was gewönne ich damit? – Wissen? Stoff zu weiteren Phantasiegespinnsten? Ich kann meine Gedanken ebensogut im Stillsitzen schweifen lassen, als wenn ich aufgestanden bin. Und was ist Wissen? Was sind unsere Gelehrten anderes als die Nachkommen von Zauberern und Eremiten, die in

Höhlen und Waldeseinsamkeit ihre Tränklein brauten, Zwiegespräche mit den Wühlmäusen hielten und niederschrieben, was die Stare pfeifen? Und wir ehren sie immer weniger, je mehr unser Aberglauben schwindet und unsere Achtung vor Schönheit und Gesundheit des Geistes wächst...

Ja, man könnte sich eine recht erquickliche Welt vorstellen. Eine geruhlsame, geräumige Welt, mit Blumen, so rot und blau in den freien Feldern. Eine Welt ohne Professoren und Spezialisten und Hausverwalter mit Polizeivisagen, eine Welt, die man durchheilen könnte mit seinen Gedanken, so wie ein Fisch das Wasser durchschneidet mit seinen Flossen, anstreifend an den Stengeln der Wasserlilien, reglos über Nestern von weißen Seeigeln hängend... Wie friedsam ist es hier unten, verankert im Mittelpunkt der Welt hinauf zu blinzeln durch die grauen Wasser mit ihren plötzlichen Lichtstrahlungen, ihren Farbbrechungen – gäbe es nicht *Whitakers Almanach*, gäbe es keine Rangordnungstafel.

Ich muß auf und um meiner selbst willen feststellen, was dieser Fleck an der Wand in Wahrheit ist – ein Nagel, ein Rosenblatt, ein Sprung im Holz?

Hier gefällt sich wieder einmal die Natur in ihrem alten Spiel der Selbsterhaltung. Gedanken dieser Art, so überlegt sie, sind nur Energievergeudung, ja sogar gewissermaßen ein Zusammenstoß mit der Wirklichkeit; wer aber wäre je imstand, auch nur einen Finger wider *Whitakers Almanach* zu erheben? Auf den Erzbischof von Canterbury folgt der Lordkanzler; der Lordkanzler hat den Vortritt vor dem Erzbischof von York. Jedermann folgt irgendwem, so lautet die Philosophie Whitakers; und von größter Wichtigkeit ist zu wissen, wer wem folgt. Whitaker weiß es, und laß Dir das, – so rät Dir die Natur, – zu Deiner Besänftigung dienen, anstatt Dich zu erhitzen; und wenn Du nicht eingelullt werden kannst, wenn Du den Frieden dieser Stunde in Scherben schmeißen mußt, dann denk an den Fleck an der Wand.

Ich durchschaue das Spiel der Natur – ihre ständige Bereitschaft, sich der Handlung als eines Mittels zu bedienen, um Gedanken abzutöten, die aufregen oder wehetun. Daher, glaube ich, kommt unsere leise Verachtung für Männer der Tat – Männer, meinen wir, die nicht denken. Trotz alledem ist weiter nichts Schlimmes dabei, wenn man dadurch einen Punkt hinter seine unerwünschten Gedanken setzt, daß man einen Fleck an der Wand anschaut.

In der Tat, jetzt, wie ich meine Augen darauf gerichtet habe, fühle

ich, daß ich eine Planke auf hoher See halte; in mich kehrt ein sänftigender Wirklichkeitssinn ein, der mit Eins die zwei Erzbischöfe und den Lordkanzler zu den Schatten von Schatten macht. Hier ist etwas Endgültiges, etwas Wirkliches. So dreht man, erwachend an einem Mitternachtsmar, hastig das Licht an und liegt mucksmäuschenstill, verehrt die Kommode, verehrt alles Greifbare, verehrt die Wirklichkeit, verehrt die unpersönliche Welt, die ein Beweis ist für ein anderes Dasein als das unsrige. Das ist, dessen man gewiß zu sein wünscht. . . Holz ist ein angenehmes Ding, um daran zu denken. Es kommt von Bäumen; und Bäume wachsen und wir wissen nicht, wie sie wachsen. Jahre und Jahre wachsen sie, ohne unser im mindesten zu achten, auf Wiesen, in Wäldern und an den Ufern der Flüsse – alles Dinge, an die man gerne denkt. Die Kühe schlagen mit ihren Schwänzen unter ihnen an heißen Nachmittagen; sie lassen die Flüsse so grün erscheinen, daß, taucht eine Wildente unter, man erwartet, sie müsse mit ganz grünen Federn wieder hochkommen. Gerne denke ich an den Fisch, wie er wider den Strom steht gleich einer vom Wind gesteiften Flagge; und an die Wasserkäfer, die geschäftig Schlambauten im Flußbett aufführen. Gerne denke ich auch an den Baum selbst: zum ersten das feste, trockene Gefühl, Holz zu sein; dann das Knirschen im Sturm; ferner das langsame, wunderbare Steigen des Safts. Auch stelle ich ihn mir gerne vor, wie er in Winternächten auf einsamem Felde steht, alle Blätter sorglich eingerollt, nichts Zartes dem eisernen Schleuderregen des Mondes aussetzend, ein nackter Mast auf einer Erde, die schaukelt, schaukelt, die ganze Nacht hindurch. Der Gesang der Vögel muß ihm laut und befremdlich im Juni klingen; und wie kalt müssen sich die Füße der Insekten anfühlen, wenn sie emsige Wanderungen in den Laufgängen der Rinde unternehmen oder sich sonnen auf dem dünnen, grünen Schirm der Blätter, gerade vor sich hinstarrend aus diamantgeschliffenen, roten Augen. . .

Eine nach der anderen bersten die Fasern unter dem ungeheuren, eisigen Druck der Erde, dann kommt der letzte Sturm und im Sturz graben sich die höchsten Äste wieder tief in die Erde hinein. Selbst damit ist das Leben noch nicht zu Ende; für einen Baum gibt es noch tausenderlei stille, zweckvolle Leben über die ganze Erde hin, in Schlafzimmern, in Schiffen, als Parkett, das in Linien die Zimmer durchläuft, in denen Männer und Frauen nach dem Tee sitzen, um Zigaretten zu rauchen. Er ist voll friedvoller Gedanken, glücklicher Gedanken, dieser Baum. Gerne hinge ich ihrer jedem einzelnen nach –

aber irgendwas kommt mir in den Weg... Wo war ich doch gleich? Um was handelte es sich? Um einen Baum? Einen Fluß? Um die Downs? Whitakers Almanach? Die Asphodeloswiesen? Ich kann mich auf nichts mehr besinnen. Alles bewegt sich, stürzt, entgleitet, verflüchtigt sich... Eine riesige Masse baut sich auf. Irgend jemand lehnt sich über mich und sagt:

« Ich geh' eine Zeitung kaufen. »

« So? »

« Obwohl es zu nichts führt, eine Zeitung zu kaufen... Nichts geschieht je. Verwünscht dieser Krieg! Verdammt noch mal dieser Krieg!... Bei alledem kann ich nicht einsehen, warum eine Schnecke an unserer Wand herumkriechen soll. »

Ah, der Fleck an der Wand! Es war eine Schnecke.